

EINFÜHRUNG DES HERAUSGEBERS

Man kann über einen Forscher wie Heinrich Barth in der traditionellen Art berichten, angefangen vom Lebenslauf über die Darstellung der Hauptreise bis zur Wertung der Ergebnisse. Dabei umhüllen die Persönlichkeit meist der Schleier und der Reiz ferner Vergangenheit. Leben und Taten werden zum Inhalt einer Geschichte, neben vielen anderen. Sie haben für solche Leser, die an Entdeckungen interessiert sind, oft den Reiz des Kuriosen.

Das betrifft die Person selbst, den »Helden«, aber auch die Umwelt und wie sie auf das Erscheinen des »Fremden« reagierte. In jedem Fall werden die Worte »Abenteurer« und »Unterhaltung« recht groß geschrieben.

Hier aber beginnt unsere Überlegung, ob so etwas heute noch genügt. Im 19. Jh. war der Erdteil Afrika für Europäer wie für Nordamerikaner, kurz für die »Weißen«, der »Dunkle Kontinent«. Es galt für die Forscher, sein »Herz«, die geheimnisvolle »Mitte« zu entdecken.

Dann wollte man den »armen Heidenkindern« den Segen des Christentums vermitteln und ebenso, wie schon zur Zeit der frühen Portugiesen des 16. Jahrhunderts, die allein gültige Lebensweise der »Weißen«. Man machte zugleich die Abschaffung des »abscheulichen Sklavenhandels« zum obersten humanitären Ziel. Für die »Schwarzen« wurde – aber keineswegs von allen »Weißen« – der

Status des Unterentwickelten, des »Primitiven« vorausgesetzt.

Während Wissenschaftler die Erdteilerkenntnisse, die sie aus Abenteuer- und Forscher-Berichten und solchen der frommen Sendboten gewonnen hatten, in ihr System einpassten, wollte es das Schicksal, dass gleichzeitig der Imperialismus-Bazillus in den »herrenlosen Weiten« sich ungestüm ausbreitete. Er trübte alsbald das Bild harmlos-romantischen Fernwehs, missionarischen Sendungsbewusstseins und »wertfreien« Forscherbemühens.

Weit mehr als Amerika und Asien wurde im Europa des 19. Jahrhunderts gerade der »Dunkle Kontinent«, der Nachbarerdteil im Süden des »Landes der Weißen«, ein Interessen- und Sorge-Ziel.

Wenn heutzutage soviel von »Kolonialismus«

und »Rassismus« gesprochen wird, bleibt meist unbeachtet, in welchem Ausmaß der Begriff des »Mutter-Kontinents« (Europa) für Europäer eine Realität war, und es unterschwellig noch ist.

Nur, was heute manchem »Weißen« schwerfällt zu begreifen, dieser »Tochter-Kontinent«, ist inzwischen aus dem durch die Europäer mithilfe ihres kolonialpolitischen Zerstückelungswerkes herbeigeführten Zwangsschlaf erwacht. Er entsinnt sich der Identität, so wie es Heinrich Barth in der Mitte des 19. Jahrhunderts erlebte, und, was weitaus wichtiger ist, durch seine in seltener Vollständigkeit erhaltenen Berichte (Tagebücher, Korrespondenz, Hauptreisewerk) uns vermitteln konnte.

Das Glück wollte es, dass dieser Mann, den man ohne Übertreibung als einen der besten, wenn nicht als den größten Afrikawissenschaftler seiner Zeit bezeichnen

darf, sowohl ein scharfer als auch unvoreingenommener Beobachter war.

Für ihn gab es zwar Räuber, die sein Leben bedrohten, aber keine »Wüstenräuber« im Sinne »primitiver Afrikaner«. Ja, man kann ihn, so man seine oft schwierig zu lesenden Ausführungen gründlich studiert, kurzweg als einen *modernen* Autor bezeichnen. Einen, der uns auffordert, die »weiße«, europazentrische, altmodische Erforschungsgeschichte zu revidieren, am besten ganz neu zu schreiben, ohne einen Stanley länger als »Helden« und ohne das oft auch heute noch reproduzierte Bild »Stanley trifft Livingstone« als Dokument *afrikanischer* Geschichte aufzubauen.

Das Merkwürdige dabei ist, dass dieser Heinrich Barth in seiner Heimat nie volkstümlich wurde, wie Gustav Nachtigal oder Gerhard Rohlfs. Sein Hauptwerk sei über die Maßen »trocken« und verliere sich in Einzelheiten, sagte man. Obendrein wurde er